

präsentiert als Autor eines nach langer und wechselvoller Vorgeschichte publizierten Heimatbuchs, als Heimatdichter (mittels eines Schauspiels über die während der Mainzer Stiftsfehde stattgehabte Belagerung Heidelsheims und eines Liedes „An die Heimat“), als von der Festrede bis zur Filmberatung umfassend wirkender Spiritus rector bei einschlägigen Festivitäten wie Heimattag und Ortsjubiläum, als umtriebiger Akteur bei der Einrichtung des Heimatmuseums, der Umgestaltung des Marktplatzes, der Denkmalpflege, der Brauchtumsbelebung, der Familienforschung und der Wiederauflage älterer heimatkundlicher Literatur, aber auch als wandernder Erkunder der Natur, als vorausweisender Hüter der Erinnerung an die Geschichte der Heidelsheimer Juden und als Verfechter der „oral history“ *avant la lettre*, schließlich – bildlich dokumentiert – als lokale Motive aufgreifender Modellbauer und Silhouettier.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man der opulenten Biographie mit ihren 119 Abbildungen und 639 Anmerkungen im Hinblick auf ihren Gegenstand die Qualität einer endgültigen Aufarbeitung attestiert. Jenseits der biographischen und regionalen Bezüge aber setzt das Buch auch für die historische Praxeologie der tätigen Heimatliebe Maßstäbe der Exzellenz.

Carl-Jochen Müller

Johannes HÜRTER / Thomas RAITHEL / Reiner OELWEIN (Hg.), *Im Übrigen hat die Vorsehung das letzte Wort – Tagebücher und Briefe von Marta und Egon Oelwein 1938–1945 (Das Private im Nationalsozialismus, Bd. 4)*. Göttingen: Wallstein 2021. 637 S. mit 28 Abb. und 5 Karten. ISBN 978-3-8353-3951-4. Geb. € 42,-

Ein Kennzeichen totalitärer diktatorischer Systeme ist die Überlagerung und Verdrängung des Privaten durch das Öffentliche. Es gäbe in Deutschland „keine Privatsache“ mehr, hatte der Führer der Deutschen Arbeitsfront Robert Ley proklamiert und so den Anspruch des NS-Regimes auf die Prägung auch des privaten Lebens bekräftigt. Politische Forderungen an Individuum und weltanschauliche Vorgaben für die Familie wurden aber nicht nur formuliert, sondern zunehmend von den Zeitgenossen als Ausdruck einer Leitkultur akzeptiert. Bereitwillig setzten sie politische Wertvorstellungen in der Alltagspraxis um. Ob deshalb jedoch bereits von einer „Beteiligungsdiktatur“ gesprochen werden kann, bleibt angesichts des breiten Widerstands gegen das Regime und seinen Führungsanspruch fraglich. Am Beispiel einer Familie, Egon und Marta Oelwein, kann nun nachvollzogen werden, wie die Internalisierung nationalsozialistischer Wertvorstellungen traditionelle Wertvorstellungen überlagerte.

Die Überbetonung des Öffentlichen sollte allerdings nicht dazu verleiten, Widerständigkeit, also die bewusste Entscheidung für Abweichung und Verweigerung, zu übersehen. Sie würde eine ähnlich dichte Darstellung lohnen. Aber es ist vor allem die breite Folgebereitschaft der Mehrheit, ihre Motivation, Selbstrechtfertigung und auch Opferbereitschaft, die bis heute Rätsel aufgibt. Sie zu lösen, ist das Ziel eines auf den ersten Blick familiengeschichtlich anmutenden, in der umfangreichen Einleitung in seiner historischen Bedeutung umrissenen Forschungsprojekts des Münchener Instituts für Zeitgeschichte. Da es jedoch um das „Verhältnis zwischen privaten Lebensentwürfen und öffentlichen Gewaltansprüchen“ (S.7) geht, wird untersucht, wie es im Laufe weniger Jahre zu einer Orientierung der Lebensführung an nationalsozialistischen Wertvorstellungen kam, und wie jämmerlich der begeistert geteilte anfängliche Höhenflug im Desaster von Tod und Flucht endete.

Ley proklamierte den ideologisch begründeten Bruch zwischen verfassungsstaatlich garantierter familiärer Intimität und Ansprüchen einer Weltanschauungsdiktatur, die im Familien- und Privatleben nur eine jederzeit politisierbare „Nische“ sehen konnte. Dabei kam es vor allem auf die Verdrängung religiöser Maßstäbe von „Kirche und Dogma“ (S. 359) durch staatlichen Einfluss an, um den weltanschaulichen Führungsanspruch durchzusetzen. Im Zentrum dieser ausgezeichnet kommentierten Edition von Familienpapieren steht ein Ehepaar, das den ideologischen Anspruch der NSDAP bedingungslos akzeptierte, die Kinder entsprechend auf die nationalsozialistische Weltsicht einstimme und sich in den Zeitverhältnissen in der Hoffnung anpasste, ein „privates Glück“ (S. 8) in der „Volksgemeinschaft“ finden und sichern zu können.

Egon Oelwein (EO), der Vater des Mitherausgebers, machte zunächst eine überschaubare Karriere beim Reichsarbeitsdienst. Voraussetzung von Akzeptanz und Beförderung waren Familienverhältnisse, die dem nationalsozialistischen Ideal entsprachen. Wer nicht drei Kinder hatte, könnte, so erklärt es EO seiner Frau, „nicht mitreden“ (S. 322). EO wird seit 1938 immer wieder durch wechselnde Einsätze, in denen sich auch die Expansion des Reiches niederschlägt, von seiner Familie getrennt. Er nimmt dies alles in der Überzeugung auf sich, mit dem Krieg werde „das Muffige und Unwahre [...] weggeblasen“ (S. 401). Mit seinen angeblich „edleren Sehnsüchten“ prägt er von Grund auf patriarchalisch seine sich dem schwäbischen Pietismus im Laufe der Ehe entfremdende und ihm schließlich ganz entwachsene Frau Marta (MO) weltanschaulich (S. 390).

In ihrem gemeinsam geführten Familienbuch schlägt sich die ideologisch bedingte Radikalisierung der Weltsicht und der Zukunft nicht nur in der Sprache nieder, wenn über Juden, Polen, „Russenpack“, „Banditen“, „Bestien“ (S. 489) oder „terroristische“ Fliegerangriffe berichtet wird, sondern auch in der Rechtfertigung der persönlichen Opfer, die „jedes Gefühl ausschalten“ (S. 508) und die Zugehörigkeit zur SS, „dem besten und härtesten Corps der Welt“ (S. 473), als Ausdruck eines „gläubigen Gefühls“ rechtfertigen, dass alles „zuletzt doch zum Guten“ (S. 508) ausgehen werde. Dies schreibt EO seiner Frau noch am 21. 1. 1945, zwei Monate vor seinem Tod. In zahlreichen Briefen und in den regelmäßig von beiden unabhängig fortgeschriebenen Tagebüchern sprechen sie sich immer wieder Mut und Vertrauen in „Geschick“ und „Vorsehung“ (S. 440) zu, werden immer wieder nationalsozialistische Bildungs-, Erziehungs- und Familienideale beschworen.

Bis weit in die Kriegszeit hinein bewahrt sich das Ehepaar die Vorstellung von einer strahlenden Zukunft nach dem erhofften „Endsieg“. Ihre Visionen erleichterten es, die Beschwerden der zahlreichen Trennungen zu ertragen. EO erlebt die Eroberung von Kiew, berichtet seiner Frau von „Grausamkeiten“, die er als „Zeuge“ erlebte (S. 239). Er wurde danach Zeuge der heftigen Winterkämpfe 1941 um Rschew. Zweifel an der Notwendigkeit des Krieges hegen beide zu keiner Zeit. 1944 beginnt er, sogar den Tod als eine Art Erfüllung eines Lebens zu deuten. Der Tod sei nur ein „Wandler“ (S. 378), d. h. er sieht in seinem Sterben keinen Endpunkt, sondern antizipiert die Fortsetzung seiner Existenz in Rasse und Sippe. Hoffnungen und Wünsche verbinden sich weiterhin mit Illusionen eines erfolgreichen „Endschlags“ (S. 540), die die bemerkenswerte Durchhaltebereitschaft auch in der zweiten Kriegshälfte erklären können. Resignative Züge sind spürbar, wenn an die Stelle eines unbedingten Überlebenswillens die Passivität angesichts des zukünftig zu Erduldenden tritt (S. 453).

Das Ehepaar empfindet „reichsdeutsch“, bleibt aber landsmannschaftlich geprägt (etwa S. 431 u. 449). „Gut schwäbisch den ersten Gefühlssturm einzudämmen“, empfiehlt Egon

einmal seiner Frau (S. 454) und verweist dabei auf den möglichen Soldaten- und Bombentod, wenn er andeutet, man müsse sich „gegen diese Lebensbedrohungen wehren, bis eben das Geschick eingreift“. Immer wieder tauschen EO und MO ihre Eindrücke über landsmannschaftliche Besonderheiten aus, wenn sie die regionale, die reichs- und ostdeutsche Herkunft ihrer Zeitgenossen ansprechen und daraus Antipathien und Zugehörigkeit, Vertrauen und Verbundenheit ableiten. Kontrastiert wird diese heimatliche Grundstimmung mit der rigiden Ablehnung eines „Untermenschentums“ (S. 430), das „rücksichtslos“ ausgerottet werden müsse. Diese landsmannschaftliche Einordnung steht im Widerspruch zu der Beschwörung einer „Volksgemeinschaft“.

Das Ehepaar bleibt entschlossen, seine Kinder durch eine „harte“ Erziehung zu „neuen Menschen“ zu machen, die auch das Ergebnis einer rassenideologisch ausgerichteten Familie sind. Diese Durchpolitisierung und Durchherrschaft von Gesellschaft und Familie prägt noch lange nach 1945 das zeitgeschichtliche Deutungs- und Analysekonzept des Totalitarismus. Das bemerkenswerte Ergebnis dieser Dokumentation ist jedoch, dass die Veränderungen der nationalsozialistischen Familienorientierung nicht mehr kategorial, sondern viel plastischer, konkreter und genauer nachvollziehbar werden, als es allgemein verwendete Begriffe wie „Gleichschaltung“ auszudrücken vermochten. Erklärungsbedürftig in den frühen allgemeinen Darstellungen des NS-Staates und der deutschen Gesellschaft blieb die nachvollziehbare Schilderung der Überschneidung von Ideologie und familienbezogenen Eigenentwürfen. Wie wurde die Hinnahme der Ideologie begründet, in welchen Stufen ging sie vor sich, wie kam es schließlich zur Ausblendung von Ansprüchen individuellen Glücks durch Unterwerfung unter die Anforderung einer Weltanschauungsdiktatur? Die hier minutiös beleuchtete Durchdringung des privaten Lebens durch die nationalsozialistischen Rassen-, Gesellschafts- und Geschichts- und Zukunftsvorstellungen kann gerade in der zeitlichen Entwicklung erklären, weshalb und wie sich diese nationalsozialistische „Beteiligungs- und Zustimmungsdiktatur“ selbst unter den Bedingungen der Kriegs- und späten Zusammenbruchs-Gesellschaft bis zum Ende im Zusammenbruch von Front und Regime stabilisierte. Offenbar setzte die Folge- und Durchhaltebereitschaft eine weitgehende geistig-ideologische Übereinstimmung zwischen Familienoberhäuptern und Regimeführung voraus.

Marta Oelwein (1904–1979), geb. Utz, stammte aus dem Schwäbischen, ihr Mann (1902–1945), diplomierte Landwirt, wuchs in Oberschlesien, auf. Seine Herkunft könnte seine Nähe zum völkisch gesteigerten Nationalsozialismus erklären. Oberschlesien war ein Schwerpunkt der frühen Volkstumsauseinandersetzungen mit dem, wie man sagte, „Slaventum“. Diese Erfahrungen begründeten seine ideologische Nähe zu germanischen Vorstellungen, zum Rassismus, zur nationalsozialistischen Weltanschauung. Marta, eigentlich dem württembergischen Pietismus nahestehend, löste sich unter dem drängenden Einfluss ihres Mannes allmählich vom Christentum.

Der Austausch in grundsätzlichen Fragen schlug sich im Familienbuch, die Auseinandersetzung mit dem Alltag in Briefen nieder. Zuweilen entsteht der Eindruck, als wenn die schriftliche Form das eheliche Zwiegespräch und Kennenlernen ersetzt, denn manches bleibt im unmittelbaren Zusammenleben unausgesprochen, findet aber schriftlichen Niederschlag in den Eintragungen in das Familienbuch. Belastend bleibt für Egon seine frühe Erkrankung an Tuberkulose, die ihn wieder und wieder an seinem „Rassenwert“ zweifeln lässt. Diese Zweifel erklären neben beruflicher Unzufriedenheit vielleicht auch den Entschluss, sich gegen Ende des Krieges in der Waffen-SS besonders bewähren zu sollen.

Beide Ehepartner ahnen bei ihrer Heirat nicht, dass sie schon bald viele Jahre ihrer gut achtjährigen Ehe getrennt sein werden. Sie können nur sporadisch zusammenleben und teilen so das Schicksal vieler Familien, die kriegsbedingt für lange Zeiten getrennt wurden. Kurze Urlaube dienten nicht der Aussprache und Klärung, sondern dem „Erhalt der Sippe“, die 1938, 1940 und 1943 mit der Geburt von zwei Söhnen und einer Tochter gesichert wird, auch wenn die Versorgung der Kinder bis in die Bewältigung der Flucht vollständig der Ehefrau oblag. Ihnen blieb die Hoffnung auf ein siegreiches Kriegsende. Selbst in den letzten Endkriegstagen stärkte sich das Ehepaar ideologisch gegenseitig und versuchte, sich immer wieder moralisch aufzurichten, indem es sich zum Nationalsozialismus bekannte. Man träumte von einer gemeinsamen Zukunft der Familie, vom Endsieg, von einem Leben als Landwirt im Osten. Nicht einmal ihre Überzeugung, im Volkstumskampf im Warthegau Siedlerstellen zu übernehmen, gaben sie bis zuletzt auf.

Die Ehe endet mit dem Zusammenbruch des Regimes, dem Tod des Ehemanns, der überstürzten Flucht der Frau mit ihren Kindern. Egon meldet sich als Reaktion auf eine ihn enttäuschende dienstliche Beurteilung im Sommer 1944 zur SS, der, wie er mit Stolz betont, „besten Truppe“ seiner Zeit (S. 473). In der soldatischen Ausbildung bleibt er Opfer seiner eigenen Illusionen und macht doch Desillusionen durch, die selten, aber deutlich angesprochen werden (S. 527 f.). Dramatisch wird die Flucht in den Briefen von MO geschildert. Sie muss deshalb im Winter 1945, ganz auf sich gestellt, vor den „Sowjethorden“ (S. 514), „asiatischen“ (S. 533) oder auch „östlichen Horden“ (S. 574) fliehen. Ihr dämmert allmählich, wie sie ideologisch betrogen wurde, denn sie registriert sehr genau, wie sich die führenden Funktionäre in Sicherheit bringen.

Die erhaltenen Briefe verdeutlichen wie nur wenige zeitursprüngliche Quellen das Drama des Fluchtgeschehens, weil sie nicht nachträglich verfasst wurden. Mit dem Kriegsende scheint sich der Lebenskreis zu schließen. Die ersten Wohnorte des Ehepaares waren Untergrombach, Büchenau, Achern und Bad Rippoldsau. Als Egon in das Sudetenland und schließlich nach Bielitz und Wadowitz versetzt wurde, bekam seine Familie eine Wohnung in Teschen/Oberschlesien. Die heimatlichen Verbindungen der Frau nach Stuttgart-Degerloch und Esslingen blieben erhalten. Dorthin kehrte nach Kriegsende die nun verwitwete MO, die erst 1979 starb, zurück. Leider erfährt man zu wenig über ihr Schicksal nach 1945. Andeutungen finden sich lediglich im Vorwort des Sohnes (S. 12). Dabei wäre es sehr lohnend, auch die Daseinsbewältigung einer „Kriegswitwe“ nach 1945 zu schildern, als sie mit drei kleinen Kindern die Konsequenzen der Entscheidung ihres Mannes und Vaters zu tragen hatte. Jahrzehnte nach ihrem Tod konnte diese wichtige familiengeschichtliche Quelle publiziert werden, weil der 1940 geborene zweite Sohn den von ihm transkribierten Nachlass seiner Mutter in einer „Uredition“ erschloss und dem Münchener Institut für Zeitgeschichte überließ. Seine Leistung wird durch die Mitautorschaft anerkannt. Die Texte werden von den Herausgebern chronologisch zusammengefügt und mit nahezu 1.000 Fußnoten erschöpfend kommentiert. Dabei wird der Forschungsstand eingearbeitet. Ein Namens-, Orts- und Sachregister erleichtert überdies die Orientierung.

Bemerkenswert ist die Schonungslosigkeit, mit der durch diese Edition die Weltsicht und das Weltverständnis einer Familie seziert und dokumentiert wird. Dieser Text zielt nicht auf Be- und Entlastung, sondern macht eine weltanschauliche Prägung deutlich, die gewiss eine ideologische Verirrung spiegelt, aber sich dem Leser erschließt, der angetrieben bleibt durch das Wort, das Marc Bloch in der Apologie des Historikers zum Maßstab seines hermeneutischen Sinnverständnisses machte: „Ein Wort ist es: Verstehen!“ Viel zu lange hatte sich die

zeithistorische Alltagsgeschichte darauf konzentriert, Entlastungsstereotype wie „Opa war kein Nazi“ zu verbreiten und zu begründen. In entwaffnender Offenheit und beeindruckender Ehrlichkeit wird hier der gegenläufige Prozess analysiert, also die Nazifizierung der Weltsicht. Höhepunkt dieser ideologischen Orientierung wird nach der Geburt des dritten Kindes im September 1943 die sorgfältig geplante und inszenierte „Lebensfeier“ (S.373–381). Die Dokumentation dieser pseudoreligiös inszenierten, zugleich als antichristlichen Manifestation praktizierte Familienfeier bildet gleichsam den Scheitelpunkt der Edition, denn in dieser Feier machen sich EO und MO als Eltern „endgültig frei [...] von den Bindungen und Fesseln kirchlicher Anschauungen“. Sie richten nun ihr eigenes Leben und die Erziehung der Kinder ganz an einer „dem germanisch-deutschen Wesen artgemäßen Weltanschauung“ aus (S.376), bestärken systemkonforme Verhaltensweisen und „rassistisch“ gedeutete Charaktereigenschaften, formulieren völkisch geprägte Zukunftswünsche und gehen gerade deshalb in den Wirrnissen der letzten Kriegsjahre auf eine Weise unter, die in ihrer tragischen Verblendung nur Entsetzen, aber keine Genugtuung beim Leser aufkommen lässt.

Mit dieser Quelle werden nicht nur die Wandlungen und zeitbedingten Spannungen des Familienlebens zwischen 1938 und 1945 sehr anschaulich präsent, sondern es wird eine Grundlagenstudie zur zeithistorischen Alltagsgeschichte geboten. Es wird deutlich, wie in der NS-Zeit durch die Amalgamierung von NS-Weltverständnis und NS-Weltsicht Lebensentwürfe und Träume entstehen, die eine Folge- und Leidensbereitschaft belegen, die sich aus einer weitgehenden Übereinstimmung mit der nationalsozialistischen Rassenlehre und ihrem Geschichts- und Weltbild erklärt und tödliche Konsequenzen nach sich zieht. Wünschenswert wäre die ähnlich dichte Fortschreibung der Lebensbewältigung dieser nun ohne Ehemann weiterlebenden Rumpffamilie nach Kriegsende, die Umorientierung in den fünfziger und sechziger Jahren.

Peter Steinbach

Claus-Wilhelm HOFFMANN (Hg.), Wilhelm Hoffmann – Leben und Wirken. Ostfildern: Thorbecke 2021. 584 S., 72 Abb. ISBN 978-3-7995-1512-2. € 29,-

Bibliothekare schwingen sich selten zu einem historischen Format auf, das den Ruf nach einer Biografie begründet erscheinen ließe. Wilhelm Hoffmann, der 1901 in Stuttgart geboren wurde und 1986 dort starb, kann als Ausnahme von dieser Regel gelten. 1945 zum Direktor der stark zerstörten Württembergischen Landesbibliothek (WLB) ernannt, war er über Jahrzehnte eine zentrale Figur, ja eine regelrechte Instanz im württembergischen Geistesleben nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei er sich nicht nur um den Wiederaufbau, sondern auch um die Neugründung von Institutionen zur Pflege der literarischen Überlieferung bemühte. Dass dies von vornherein mit dem dezidierten Willen zu einem geistig-moralischen Neuanfang nach zwölf Jahren Nationalsozialismus verbunden war, bezeugt seine 1946 in 10.000 Exemplaren erschienene und binnen eines Jahres vergriffene zeitdiagnostische Besinnungsschrift „Nach der Katastrophe“, die den Vergleich mit Friedrich Meineckes bekannterem Werk „Die deutsche Katastrophe“ in keiner Weise zu scheuen braucht.

Auch die Neuauflage dieser einzigen Buchveröffentlichung Hoffmanns anlässlich seines 100. Geburtstags durch Hannsjörg Kowark (Stuttgart: Lithos Verlag 2001) hat indessen weder einen Biografen noch eine Biografin auf den Plan gerufen. Stattdessen hat sein Sohn Claus-Wilhelm Hoffmann die Initiative ergriffen und einen Sammelband zu „Leben und Wirken“ des schwäbischen Humanisten zusammengestellt. Statt einer historischen Außen-